



Meinhard Schröder

TEGEL

Zwischen Idylle und Metropole



Meinhard Schröder

TEGEL

Zwischen Idylle und Metropole

berlin edition im
be.bra verlag



Mehr Informationen im Internet

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen und
die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in
weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

© berlin edition im be.bra verlag GmbH
Berlin-Brandenburg, 2015
KulturBrauerei Haus 2
Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin
post@bebraverlag.de
Lektorat: Gabriele Dietz, Berlin
Umschlag: Ansichtssache, Berlin
Satz: typegerecht, Berlin
Schrift: Documenta 10/13 pt
Druck und Bindung: FINIDR, Český Těšín
ISBN 978-3-8148-0213-8

www.bebraverlag.de

INHALT

»SO SCHÖN KONNT'S NUR IN TEGEL SEIN«	9
DORF UND SCHLOSS	12
Die ersten Siedler: Slawen oder Germanen?	12
Unterm Krummstab ist gut leben	16
Die Lasten der Reformation	18
Plünderungen, Folter, Tod	20
Wüste Höfe und Neusiedlung	22
Reben und Maulbeerbäume	25
Lesen, Schreiben, Katechismus	30
Goethe, Spuk und Dorfidylle	33
Arm, aber eigensinnig: Die Tegeler Bauern	38
Schinkels Schlösschen	42
MILITÄR, INDUSTRIE UND AUSFLÜGLER	46
Ein Schießplatz bringt Reichtum	46
Großer Brand und Eisenhammer	48
Tegel wird Ausflugsziel	50
Der »König von Tegel«	60
In russischer Erde	62
Dr. Havelmüllers Laube	64
Ausflugsdampfer: Der Kampf ums Monopol	65
GROSSINDUSTRIE UND BAUBOOM	69
Borsig baut in Tegel	69
Typhus in Borsigwalde	72
Genossen Siedler: Die »Freie Scholle«	74
Gas und Gefangene	76
Schick, teuer, grün	81
Borsigs zweiter Aufstieg	86
Hafenbau und Promenade	89

Neue Schulen und Kirchen	94
Der Tegeler Luftschiffhafen	97
KRIEG, UMSTURZ UND REPUBLIK	99
Rüstungsboom bei Borsig	99
Kriegsküchen	102
Streiks und Revolution	103
Ernst von Borsig gegen die Sozialdemokratie	105
Kleinhaussiedlung gegen Wohnungsnot	107
Tegel muss nach Groß-Berlin	109
Putsch und Aussperrung	110
Die Lazarett-Rebellion	113
Schulreform auf Scharfenberg	114
»Als wir in Tegel lebten noch ...«	116
Endlich Wohnungen	117
Sanatorium »Schloss Tegel«	119
Schwarze Wolken über Borsig	120
Raketensflugplatz und Verein für Raumschiffahrt	125
ARBEIT UND ZWANGSARBEIT	128
Von der Pleite zur Rüstungsschmiede	128
Ein Pfarrer gegen Deutsche Christen	130
»Luftschutzgerechtes Bauen«	132
Zwangsarbeiter	133
Dietrich Bonhoeffer und die Gruppe Mannhart	134
DER WIEDERAUFBAU	139
Kampf gegen die zweite Demontage	139
Franz Neumann kontra Walter Ulbrich	142
Ein Flugplatz gegen die Blockade	144
Hochhäuser und Reihenhäuser	145
ES GEHT VORAN ...	149
Der Flughafen Tegel	149
Bambule und »aufBruch«	151
Fußgängerzonen und Abrisswahn	153
Die Rettung des Tegeler Sees	154
Einzug der Postmoderne – die IBA 1987	155

»Der archaische Erzengel«	157
Borsigs zweiter Fall	158
Top Tegel und Borsighallen	160
Fließ, Forst und See	160
Zukunft auf dem Flugplatz?	163
Tegel-Kaviar!	166
ANHANG	167
Anmerkungen	167
Literatur	171
Abbildungsnachweis	175
DER AUTOR	176

»SO SCHÖN KONNT'S NUR IN TEGEL SEIN«

... heißt es in einem Lied von Claire Waldoff. Und weiter: »In Tejel, in Tejel, da gibt es lockere Vöjel – Wer noch nie in Tejel hat jeküsst, der weiß nich, wie süß die Liebe ist.« Gegen Claire Waldoffs Liebeserklärung an Tegel kommt die der Gebrüder Blattschuss lapidar daher: »Ich kannte ein Mädchen aus Tegel, die hatte Ohren wie Segel.« Breiten wir den Mantel des Vergessens über diese schöne Tochter des Ortes.

Schon früh zog es die Berliner nach Tegel, um hier zu schwooften, zu baden, sich im Grünen zu ergehen oder sich in den zahlreichen Biergärten einen Rausch anzutrinken. Die Gebildeten nahmen eher die Kutsche als den Kremser, es zog sie in Berlins erstes Antikenmuseum im Schloss Tegel.

Allen Verächtern Tegels, die sich heute hier »wie auf dem Land« fühlen, sei mit Theodor Fontane geantwortet: »Paris ist nicht gut ohne Versailles, London nicht gut ohne Windsor, Berlin nicht ohne Charlottenburg, ja für den Feinschmecker nicht ohne Tegel zu denken.«¹

Auswärtige kennen Tegel durch den Flughafen TXL »Otto Lilienthal«, Staatsoberhäupter und Regierungschefs durch den Regierungsflyhafen, ehemals Flughafen Tegel-Nord. Berühmt ist das Tegeler Schloss von Karl Friedrich Schinkel, auch Humboldt-Schloss genannt. Den Älteren wird der Name Borsig noch etwas sagen: einstmals der Welt zweitgrößter Lokomotivenlieferant. Berliner kennen die Justizvollzugsanstalt Tegel, den herrlichen See mit seinen vielen Inseln und die schöne Greenwichpromenade.

Tegel ist ein schräger Ortsteil, auch wenn es viele Besucher und sogar Alteingesessene kaum bemerken. Schräg? Ja, wörtlich. Die Nebenstraßen laufen keineswegs im rechten Winkel auf die Berliner Straße zu, sondern schräg. Wenn man durch die Berliner Straße nordwärts zum U-Bahnhof Alt-Tegel geht, dann sieht man spitzwinklige Hausecken auf der linken Seite vor sich und stumpfwinklige auf der rechten. Nur wenige Häuser halten sich strikt an den rechten Winkel, so das Feuerwehrmuseum an der Ecke Veitstraße – und fallen so aus der Stra-

ßenflucht heraus. Es ist interessant, was sich die Architekten haben einfallen lassen, um vom spitzen oder stumpfen Winkel abzulenken: am häufigsten die abgeflachte Ecke, aber auch rundgeführte Balkons oder Erker. Besonders einfallsreich ist es, am rechten Winkel zur Nebenstraße festzuhalten und das Gebäude auf der Berliner Straße kurz nach der Ecke abzuknicken, so bei den Gebäuden Berliner Straße 88 und 11. Nur die Architekten der Hallen am Borsigturm lassen den Anbau in krassen expressionistischen Spitzen zur Berliner Straße auslaufen.

Tegel ist heute der flächenmäßig größte Ortsteil des Bezirks Reinickendorf und nach Köpenick der zweitgrößte Berlins; hier wohnen rund 35.000 Menschen (im Ortsteil Reinickendorf, der dem Bezirk seinen Namen gab, rund 78.000). Aufgrund seiner großen Wald- (Tegeler Forst), Wasser- (Tegeler und Flughafen-See) und Flughafenflächen hat Tegel eine für Berlin ungewöhnlich niedrige Bevölkerungsdichte von rund 1.000 Einwohnern pro Quadratkilometer.

Wer sich in Tegels Geschichte vertiefen möchte, hat es leicht. Neu-Tegel wurde erst vor dem Ersten Weltkrieg als Wohngebiet geplant, Tegel-Süd noch später. Immer stand das alte Dorf im Mittelpunkt der Entwicklung – jedenfalls bis sich mit dem Borsigwerk Großindustrie am Ortsrand ansiedelte.

Aber noch ein Gebiet trägt »Tegel« in seinem Namen: Gut Tegel samt Schloss. Das Tegeler Fließ bildete die Grenze zwischen dem Gutsbezirk und dem ehemaligen Dorf. Und man war sich traditionell nicht besonders grün, denn die Dörfler gehörten nicht dem Gut, mussten dem Gutsherrn oder der Gutsherrin also auch keine Dienste leisten. Heute will man im Schloss seine Ruhe vor befürchteten Besucherscharen.

Tegels Geschichte ist bis 1918 außergewöhnlich gut erforscht, August Wietholz' Buch »Geschichte des Dorfes und Schlosses Tegel« von 1922 bildet eine unverzichtbare Quelle.² Je mehr sich Wietholz aber mit Fragen der Monarchie befasste, gar mit dem Kriegsende und der Revolution von 1918, desto mehr präsentierte er sich als überzeugter Deutschnationaler. Tegel hat ihm, dem Chronisten, nicht dem Nationalisten, gleich hinter der Dorfkirche ein Findlings-Denkmal gewidmet.

Und doch gibt es blinde Flecken in der Geschichte: Lebten 1933–45 keine jüdischen MitbürgerInnen in Tegel? Auch über die Arbeiterbewegung finden sich nur sporadische Angaben – und das am Stand-

ort des Borsigwerks! Und das Archiv der Kirchengemeinde Alt-Tegel wurde vermutlich nicht ohne Grund vom Jahrgang 1933 gesäubert.

Bei einem Kiez-Ranking des Stadt-Magazins *Zitty* (Heft 22/2014) schnitt Tegel mit Platz 56 von 96 Plätzen nur mittelmäßig ab. Ich persönlich finde das mehr als ungerecht. Der Autor dieses Rankings ist bestimmt nicht am Wochenende durch die Fußgängerzone hinunter zur Greenwichpromenade am Tegeler See gezogen! Sonst hätte er Tegel in der Rubrik Kiezleben mit Sicherheit um eine Note besser bewertet – wir wären damit auf Platz 25 gelandet. Und vielleicht vergaß die *Zitty* auch, dass sie die Tegeler Markthalle erst 2012/13 unter »Shopping – Beste Adressen« ausgezeichnet hatte. Mit Staunen nimmt man zur Kenntnis, welche Kieze sich knapp vor Tegel platzieren konnten: Rudow, Johannisthal, Karow, Blankenfelde, Schmöckwitz! Und Reinickendorf auf Platz 54, zwei Plätze vor Tegel? Ich kann als bekennender Tegeler an das Kiez-Ranking der *Zitty* beim Rank-Ranking nur ein Ungenügend vergeben.

Aber stürzen wir uns erst einmal hinein in die Geschichte des Ortes; fangen wir von vorne an – mit den Bauern, die über Jahrhunderte Tegel geprägt haben.

Die ersten Siedler: Slawen oder Germanen?

Woher kamen sie – die Bauern? Normalerweise wird in Ostelbien darüber gestritten, wer zuerst da war: die Slawen oder die Germanen. Keine Frage, vor den Slawen gab es hier schon Semnonen, ein Unterstamm der elbgermanischen Sueben, und auf sie folgte ein anderer germanischer Stamm: Teilverbände der Burgunden. Als diese später im dritten Jahrhundert nach Christus Ostelbien verließen und die Wanderung nach Süden antraten, taten sie es freiwillig – jedenfalls wurden sie nicht von den Slawen vertrieben, die sich erst zweihundert oder dreihundert Jahre nach dem Weggang der früheren Siedler hier niederließen. Vielleicht vertrieb ein Klimawandel die Burgunden, oder sie sehnten sich einfach nach einem milderem Klima; sie ließen sich schließlich im nach ihnen benannten Burgund nieder.

Viele Jahre diente die Auseinandersetzung um die früheste historische Besiedlung des Raumes zwischen Elbe/Saale und Oder dem Unterfüttern des Germanen-Mythos. Es gab aber schon vor den Germanen Stämme oder Sippen oder auch nur Familien, die hier zumindest zeitweise siedelten. Kaum ging die Eiszeit zu Ende, ließen sich im 9. Jahrtausend vor Christus gelegentlich Rentierjäger am Tegeler Fließ nieder – in Zelten und in Erwartung der Rentiere, die auf Höhe des heutigen Tituswegs das Fließ überquerten. Im Museum Reinickendorf steht ein nachgebautes Zelt, auch die eine ganze Wand bedeckende Nachbildung einer Vorratsgrube der Rentierjäger kann man dort bewundern: Kühl-schränke am Ende der Eiszeit, als der Boden noch gefroren war.

Und woher kamen die ersten Bauern? Nach gegenwärtigem Kenntnisstand wanderte erst in der zweiten Hälfte des 4. Jahrtausends vor Christus eine Bevölkerungsgruppe der Trichterbecher-Kultur (Jungsteinzeit) aus Sachsen und aus der Lausitz ein, während die ersten Bauern Mitteleuropas, die Bandkeramiker, es wohl noch nicht bis hierher schafften.

Sogar ein Urnengräberfeld aus der späten Bronzezeit (bis rund 800 vor Christus) fand man auf dem Gebiet des heutigen Tegel.

Die Entstehungsgeschichte des Dorfes Tegel ist nicht geklärt. Die größte Unklarheit liegt darin, ob das Dorf bereits von Slawen bewohnt war oder erst um 1235 von westlichen Siedlern angelegt wurde – von Flamen, Sachsen, Franken.

Tegel lag auch nach dem Wendenkreuzzug von 1147 im slawischen Siedlungsgebiet, wenn auch am Rande: Die Havel-Nuthe-Linie gilt als Westgrenze slawischer Besiedlung zu jener Zeit. Allerdings gehörte das Gebiet seit 1134 nominell zur Nordmark, mit der König Lothar Albrecht den Bären belehnt hatte. Im Vertrag von Kremmen im Jahr 1236 erkannte der Pommernherzog Wartislaw III. die Oberhoheit der brandenburgischen Markgrafen über den Barnim an, also über die Höhenfläche nördlich des Spreetals, des Berliner Urstromtals – dem Gegenstück zum Teltow, dem südlichen Höhenzug. In der Zwischenzeit scheint es auch unter den christlichen Pommernherzögen zu slawischen Dorfbildungen gekommen sein. Typisch für die letzte Zeit der Pommernherzöge waren Rundlingsdörfer, die sich möglicherweise aus früheren halbrunden Siedlungsformen entwickelt hatten.

Rundlinge stellten eine gut organisierte Siedlungsform dar: Alle Häuser und Höfe waren um einen Platz in der Mitte gruppiert, die Felder hinter den Häusern strahlenförmig angelegt. Besonders im Wendland, einem klassischen slawischen, von Wenden erschlossenen Siedlungsgebiet, sind Rundlingsdörfer gut erhalten.

Wenn das Dorf Tegel auf einen Rundling zurückgehen sollte, dann ist es stark überformt worden: Die Neusiedler errichteten die Kirche in der Mitte. Den westlichen Abschluss des Dorfplatzes begradigten sie parallel zum Seeufer, vielleicht um den Lehnschulzenhof als Repräsentanz weltlicher Herrschaft aus dem Kreis der gleichberechtigten Dorfbewohner hervorzuheben. Die heutige Adresse des ehemaligen Lehnschulzenhofes ist Alt-Tegel 51. Auch die anderen Häuser wurden eher reihenmäßig angeordnet, nach dem Muster eines Anger- oder Straßendorfes. Der Dorfplatz sieht heute fast dreieckig aus, mit einem trichterförmigen Auslass zur Straße Alt-Tegel. Eine Rundlingsform ist kaum noch zu erkennen, aber man könnte sich die Entwicklung der jetzigen Dorfstruktur aus einem Rundling durchaus erklären. Eine ähnliche Lage und Gestalt weist der Spandauer Ortsteil Kladow auf: am Gewässer gelegen, sackgassenartig; Kladow trägt seine slawische Herkunft noch heute im Namen. Und Tegel? Man ist sich nicht sicher, ob das Wort aus dem Flämischen kommt oder eine slawische Wurzel hat

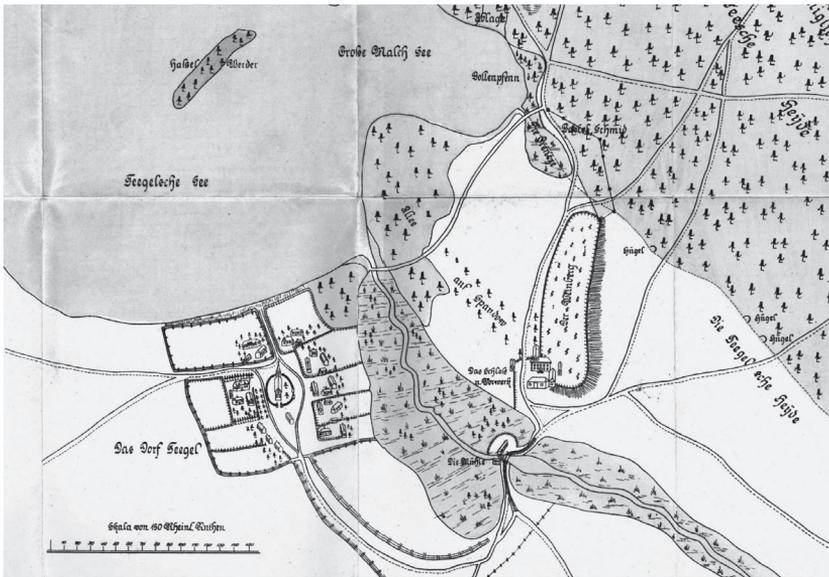
und dann »Anhängsel« bedeuten würde – der Tegeler See als Anhängsel der Havel? Der Gewässername »Großer Malchsee« für die nordöstliche Ausbuchtung des Tegeler Sees leitet sich vom slawischen Wort Malchow (»Kleinchen«) her. »Malchsee« weist eindeutig auf slawisches Erbe hin, ebenso wie der Name Liepe, slawisch »die Schöne«, für eine Bucht, die von der Halbinsel Reiherwerder gerahmt wird.

Gern wohnten die Slawen am Wasser, sie lebten später immer auch vom Fischen. So waren beispielsweise die Fischer-Kieze von Spandau und Köpenick über Jahrhunderte wendische Rückzugsorte. Es ist also durchaus möglich, dass es an der Stelle des heutigen Dorfplatzes in Tegel einst eine slawische Siedlung gegeben hat, die ganz oder teilweise von ihren Bewohnern verlassen oder die mehr oder weniger friedlich von Neuankömmlingen übernommen wurde. Chronist Wietholz fasst diese Möglichkeit in die markigen Worte: »... der brandenburgische rote Aar schlug seine Fänge in den slawischen Rundling – und unter seinem Schutz spross aus dieser heidnischen Stätte ein christlich-deutsches Leben und Wesen.«³

Tegel wurde vermutlich im frühen 13. Jahrhundert von Neusiedlern übernommen oder angelegt, die unter Führung eines Lokators, eines Unternehmers in Sachen Koloniegründung, von Spandau herangerückt sein könnten. Oft übernahmen die Lokatoren dann das Amt des Lehnschulzen. Der Lehnschulze war das Bindeglied zum Vogt, dem Vertreter des Landesherrn; er musste die Abgaben liefern und hatte die niedere Gerichtsbarkeit inne, aus der er auch Einnahmen bezog.

Die Markgrafen als Grundherren teilten den Tegeler Neusiedlern insgesamt 32 Hufen landwirtschaftliche Nutzfläche zu; eine Hufe soll für das frühe Brandenburg ungefähr 17 Hektar entsprochen haben. (1 Hektar umfasst 10.000 Quadratmeter.) Tegel verfügte also über 544 Hektar Ackerland, das war nur gut die Hälfte des Durchschnitts im Barnim. Als Vertreter der weltlichen und der geistlichen Macht erhielten der Lehnschulzenhof und der Pfarrhof anfangs jeweils vier Hufen, die übrigen Höfe jeweils drei, das heißt, dass es außer den genannten beiden noch acht weitere Höfe gab.

Die Ausstattung des Pfarrhofes mit vier Hufen lässt sich mit einem beurkundeten Ereignis in Verbindung bringen: Bis 1237 weigerten sich die askanischen Markgrafen, der Kirche den üblichen Zehnt abzutreten mit der Begründung, sie hätten das Land mit dem Schwert erobert. Außerdem müssten sie es, so argumentierten die askanischen Mark-



Dorf Tegel mit Fließ, Mühle und Schloss, 1753

grafen weiter gegen die Kirche, mit teuer zu bezahlenden Rittern gegen aufständische Heiden verteidigen. Dem widersprachen die Bischöfe der Stadt Brandenburg in einem Brief an den Papst: Die Heiden seien längst Christen und stellten keine Gefahr dar. Schließlich kam es 1237 zum Kirchenzehnt-Kompromiss: Die Markgrafen erkannten das Recht der Kirche auf den Zehnt prinzipiell an, aber sie durften ihn behalten, solange ihr Geschlecht bestand. Im Gegenzug mussten sie für den Unterhalt der Pfarrei sorgen. Und das taten die Markgrafen hier mit der Zuteilung von vier Hufen für die Pfarre von Tegel. Die Pfarre wurde ein landwirtschaftlicher Betrieb unter anderen, der Pfarrer wurde Bauer, was seiner Volksverbundenheit keinen Abbruch tat, eher seiner theologischen Arbeit. Es dauerte ein paar Jahrhunderte, bis man die theologische Ungebildetheit der Pfarrer beklagte.

Eine Zeichnung aus dem 18. Jahrhundert zeigt die überkommene Dorfstruktur Tegels. Laut Wietholz gibt die Karte die Lage und Beschaffenheit des Ortes gut wieder, allerdings sei sie bei der Anzahl der Bauernstellen unzuverlässig: Statt 1721 vorhandenen neun Höfen zeige sie nur sechs.

Unterm Krummstab ist gut leben

Im 13. und 14. Jahrhundert gehörte das Land den Markgrafen, und die Bauern mussten ihnen Bodenzins zahlen. Aber die Landesherren hatten die Kolonisten hergelockt, hatten ihnen Freiheiten versprochen, um ihnen die schwere Siedlungsarbeit zu erleichtern. Die Bauern waren mit ihrem Leib frei, keine Leibeigenen, verfügten über Besitz-, Verkaufs- und Erbrecht. Über die Abgaben für die Nutzung des Bodens hinaus mussten sie den Markgrafen Dienste leisten, dennoch standen sie den freien Bauern näher als den Leibeigenen. Bald stellte sich jedoch heraus, dass der sandige Boden nur wenig Ertrag lieferte. Deshalb hob der Brandenburger Bischof 1322 die eigenständige arme Tegeler Pfarre auf und machte sie zu einer Filiale, einem Ableger der Pfarrei der reicheren Dalldorfer (heute: Wittenauer). Diesem traurigen Anlass verdanken wir die erste Urkunde über die Existenz Tegels – und die 600-Jahr-Feier von 1922.

Die Markgrafen waren notorisch klamm, und so verpfändeten sie seit Beginn des 14. Jahrhunderts ganze Dörfer des Barnim. Wenn der Markgraf ein Dorf nicht auslöste, wurde der Pfandherr zum neuen Herrn. 1350 erwarb ein Bürger Cöllns namens Johannes Wolf das Dorf Tegel – mindestens einzelne Bürger Cöllns und seiner Schwesterstadt Berlin müssen als Kaufleute reich geworden sein. Vielleicht versprach Johannes Wolf sich zu viel von dieser Investition; schon elf Jahre später verkaufte er seinen Grundbesitz samt Mühle und oberster Gerichtsbarkeit für 60 Mark brandenburgisches Silber an das Benediktinerinnenkloster St. Marien in Spandau. Er stieß also die Neuerwerbung für wenig Geld wieder ab: Die Preise für landwirtschaftliche Produkte waren gefallen, so dass sich der Kauf des Dorfes Tegel als Fehlinvestition herausstellte. Tegel blieb nun fast 200 Jahre im Besitz der Nonnen.

Von 1388 bis zu seinem Tod 1411 herrschte Jobst von Mähren als Markgraf von Brandenburg. Er ließ sich hier nicht blicken, presste aber die Untertanen aus, so sehr es nur ging. Über ihn wurde gereimt:

»Herr Jobst, Herr Jobst,
gib unsern Kindern Obst,
hast Brandenburg aufgefressen,
nicht Stumpf noch Stiel vergessen,
laß Äpfel und Birnen hangen,
sonst müssen wir betteln gehen.«⁴



Die nachgestellte Schlacht an der Tegeler Mühle vom 3. September 1410, Museum Reinickendorf

Aufgrund der Schwäche der Zentralgewalt unter Markgraf Jobst konnten einige Adelsgeschlechter, besonders die Quitzows, Rochows und Putlitz', eine regelrechte Raubökonomie entfalten. Sie überfielen Reisende und Dörfer, raubten und brandschatzten. Es war allgemein bekannt, dass man einigermaßen sicher und ohne Angst vor Plünderung durch deutsche Länder reisen konnte, nur nicht durch die Mark Brandenburg. Besonders der Barnim muss teilweise regelrecht verwüstet gewesen sein.

Am 3. September 1410 wurden die Tegeler Zeuge der berühmten »Schlacht an der Tegeler Mühle«, in der die Berliner Bürger den Raubrittern Dietrich und Hans von Quitzow unterlagen. Die Ritter hatten die Schweine- und Kuhherden der Bürger aus den Wiesen nördlich der Spree westlich des heutigen Monbijouparks geraubt. Die Berliner Bürger waren besonders wütend, weil die Quitzows zuvor nicht – wie üblich – den Frieden aufgekündigt hatten. Sie setzten der gut gerüsteten Quitzow-Truppe mit Waffen nach, ihre Vorhut holte die Diebe an der Tegeler Mühle ein, wo die Räuber die Herden über das Fließ trei-

ben mussten. Die berittene Berliner Vorhut wartete nicht auf ihre Fußkämpfer, sondern begab sich übereilt in den Kampf. Allerdings rechnete sie nicht damit, dass Reiter in der Mühle lagerten, und tappte in eine Falle. Beim heutigen Restaurant »Alter Fritz« kam es zum Kampf, sechzehn Bürger wurden als Geiseln verschleppt, darunter der Ratsherr Niclas Wynns. Zwei Jahre lag er angekettet im Verlies. Aber Berlin und Cölln rüsteten gegen die Raubritter und verteidigten ihre Dörfer, so dass die Quitzows Frieden schließen und die Gefangenen freilassen mussten. Infolgedessen stieg das Ansehen der beiden Städte – so die städtische Perspektive. 1411 nahm der neue Landeshauptmann der Mark Brandenburg, Friedrich VI. von Hohenzollern, den Kampf gegen das Raubritterunwesen erfolgreich auf – ab 1415 als Markgraf. So stellten es die den Landesherrn freundlich gesinnten Geschichtsschreiber dar. Langsam erholte sich das Land wieder.

Da das Dorf Tegel einem Kloster gehörte, blieb es meist von Übergriffen der Raubritter verschont, diese wagten sich in der Regel nicht an »geistliches« Eigentum. »Unterm Krummstab ist gut leben«, hieß es deshalb. Die Forderungen der Spandauer Nonnen an die Tegeler Bauern waren relativ milde: Nur im Erntevierteljahr von Johannis (24. Juni) bis Michaelis (29. September) mussten die Bauern drei Tage pro Woche für das Kloster Hand- und Spanndienste leisten, die Kossäten nur Handdienste. Kossäten oder Halbbauern verfügten über weniger Land als die Vollbauern.

1432 drohte ein Kriegszug: Die Hussiten zogen plündernd durch die Mark Brandenburg. Sie zerstörten hundert Dörfer und sechs Städte. Eine Landflucht setzte ein, selbst manche Vollbauern verarmten.

Die Lasten der Reformation

Die Tegeler Bauern erlebten die in der Mark Brandenburg 1539 eingeführte Reformation als eine ökonomische Katastrophe. Dabei vollzog sich ihr Abstieg innerhalb eines allgemeinen Niedergangs des Hufnerturns bei gleichzeitigem Aufstieg der Rittergüter bereits seit Anfang des 15. Jahrhunderts.

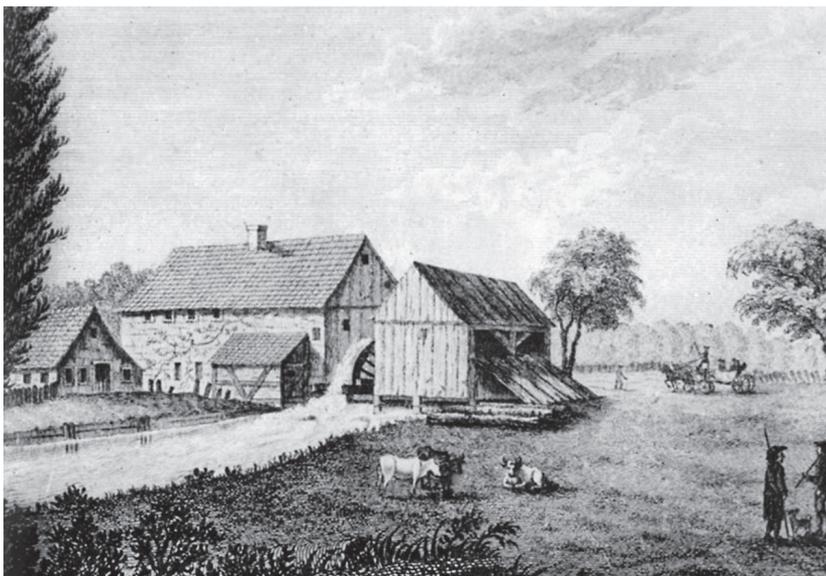
»Höfe, die um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts durch Pesten und Kriege leer geworden waren, besetzte der Ortsherr unter viel schwereren Bedingungen und Diensten, als sie früher üblich waren,

auf die auch schließlich die alteingesessenen Hufner eingehen oder weichen mußten. Durch die Einführung des römischen Rechts wurde die Freizügigkeit beschränkt und der Hufner zum unfreiwilligen Untertan. Seine Frondienste mehrten sich (...) Sie waren insofern an ihren Hof gebunden, als sie denselben nur gegen Stellung eines Ersatzmannes aufgeben konnten. Auch ihre unverheirateten Kinder waren der Herrschaft zu dreijährigem Dienst verpflichtet.«⁵

Ein Hufner oder Kossät wurde nun – ohne Berücksichtigung seines Vermögens, nur aufgrund seiner Frondienste – als »armer Mann« bezeichnet. Er war noch nicht vollständig leibeigen, aber auch nicht mehr frei.

Seit der Säkularisation löste der brandenburgische Kurfürst Joachim II. 1558 die Klöster auf und eignete sich deren Besitz an. So geriet Tegel wieder in die Hände des Landesherrn; dieser unterstellte Tegel dem Schoßamt Spandau, einem Amt für Abgaben – für rund 300 Jahre. Ungefähr zur gleichen Zeit gründete der Kurfürst das Gut Tegel mit einem Jagdschloss und ordnete ihm die Mühle am Fließ zu. Für das Gut war die Wassermühle die einzige Einnahmequelle, denn zu ihm gehörten keine Dörfer, und somit waren ihm auch keine Bauern dienstpflichtig. Umgekehrt hatte die Mühle zuvor eine große Bedeutung für das Dorf, immerhin lieferte sie – laut Landbuch Kaiser Karls IV. von 1375 – allein ein Drittel der Abgaben Tegels. Die Tegeler Mühle nahm im Hinblick auf ihre Jahresleistung den zweiten Platz im ganzen Barnim ein.

Die Beamten des Kurfürsten in Spandau setzten die Dienstpflichten für die Bauern drastisch herauf: Im Ernteviierteljahr mussten die Tegeler Bauern und Kossäten nun in Spandau unbegrenzt fronen, wann immer sie gebraucht wurden, sogar der bisher dienstfreie Lehnschulze wurde herangezogen. Erst 1704 trat eine Begrenzung auf vier Tage pro Woche, für die Kossäten zwei Tage, in Kraft. Außerhalb der Erntezeit gehörten die Dienste dem Schloss. Die Bauern hatten Küchen- und Bauholz zum Jägerhof im Tiergarten zu fahren, ebenso wie das Heu aus den Wiesen in der Jungfernheide. In Tegel wurden 1704 die Dienste erheblich ausgeweitet: Nun mussten die Bauern u. a. auch die Jagdgerätschaften zur Jagd bringen und wieder abholen, die Frauen waren zu Spinndiensten verpflichtet. Den Flachs oder die Wolle zu spinnen füllte vor allem die Winterabende aus. Wenn ein Bauer seinen Dienst nicht leisten konnte, musste er ein Dienstgeld zahlen. Dieses hing in seiner Höhe von der



Die Wassermühle am Tegeler Fließ, um 1800

Leistungsfähigkeit eines Dorfes ab. In Tegel galt sie als »außerordentlich« gering, selbst der Landesherr erkannte die Armut des Dorfes an.

Schwere Lasten durch Dienste, Verwüstungen durch Soldaten in den Kriegen und die immer wieder grassierende Pest kennzeichneten das Leben in den folgenden fast dreihundert Jahren. Die Tegeler Bauern durchlebten wieder und wieder schlimme Leidenszeiten.

Plünderungen, Folter, Tod

Anfang des 17. Jahrhunderts verstärkten sich die Bemühungen der katholischen Kräfte, den Einfluss der Reformation zurückzudrängen. Der deutsche Kaiser wollte seine Macht auf Kosten der Fürsten und mit Hilfe der katholischen Kirche stärken. Nach der Wahl Ferdinands II. zum neuen Kaiser gelang es diesem, mit der Katholischen Liga, dem Jesuitenorden und dem Fürstentum Bayern auch militärisch in die Offensive zu gehen. Der Protestantismus in Deutschland geriet in Gefahr. Diese Aussicht und die neue starke Stellung des habsburgischen

Kaisers Ferdinand II. rief, unabhängig von der Staatskonfession, Frankreich und Schweden auf den Plan – die deutschen Länder wurden zum Schlachtfeld eines europäischen Krieges.

1618 noch dachte man in Brandenburg: Krieg irgendwo in Böhmen oder Süddeutschland – was haben wir damit zu schaffen? Aber 1620 zogen englische Truppen plündernd durch die Mark. Der brandenburgische Kurfürst Georg Wilhelm versuchte, sich aus der zunehmenden konfessionellen und politischen Polarisierung herauszuhalten. Er war zwar dem Kaiser verpflichtet, wollte sich aber nicht gegen den schwedischen König, seinen Schwager, stellen. Der Kaiser verfocht die katholische Sache, Kurfürst Georg Wilhelm hing dem calvinistischen Glauben an. 1624 kam der Kurfürst zu dem Schluss, dass in Zeiten wachsender Spannungen auch Brandenburg aufrüsten müsste.

Er verlangte erneut eine erstmals 1592 eingeführte Sondersteuer, den Giebelschoß, erhoben pro Haushalt. Üblicherweise leisteten die dörflichen Untertanen Abgaben und Dienste an ihren Grundherren. Um von der Bewilligung durch die Stände unabhängig zu werden, verschaffte sich der Kurfürst eigene Einnahmen über den Hufenschoß, einer nach der Landgröße bemessenen Grundsteuer. Und er langte zu: Nicht nur, dass sich der Hufenschoß gegenüber 1450 versechzehnfacht hatte, auch der Giebelschoß fiel drastisch aus: Dorf Tegel sollte insgesamt 363 Groschen aufbringen. Mit äußerster Anstrengung brachten es die Tegeler Bauern auf gerade einmal 219.

1626 dann erreichte der Krieg die Mark Brandenburg. Dänische Truppen marschierten ein und hielten auf Berlin zu. Der Kurfürst konnte sie nicht vertreiben, das aber gelang den kaiserlichen Truppen unter Wallenstein. Brandenburg hatte ihnen 1627/28 Winterquartier zu bieten, was den Einwohnern hohe Kosten auferlegte – der Krieg ernährt den Krieg, heißt es. Tatsächlich musste die Bevölkerung die Soldaten ernähren, ohne Hoffnung auf Entschädigung, denn die Soldaten konnten sich nehmen, was sie wollten. Besonders die ländliche und kleinstädtische Bevölkerung war ihren Plünderungen der Soldaten ausgesetzt und wurde roh und gewalttätig behandelt. Ein junges Mädchen aus dem Dorf Tegel, so ist überliefert, versteckte sich mit ihrem Bruder wochen-, manche behaupten: monatelang auf der winzigen Insel Lindwerder im Tegeler See. Dort waren sie schutzlos Wind und Wetter, Eis und Schnee ausgeliefert. Andere sollen sich mitsamt ihrem Vieh auf einer der Inseln verborgen haben.

1630 kam Brandenburg unter schwedische Besatzung. Manch einer mag aufgeatmet haben, die »katholischen Blutsauger« los zu sein. Aber wer fragte nach der Konfession, wenn ein Blutsauger den anderen ablöste? Der schwedische König Gustav Adolf verlangte monatlich 30.000 Taler Verpflegungskosten, der Kurfürst Holzlieferungen von den Tegeler und anderen Bauern, die er wie die Kossäten zu Schanzarbeiten heranzog, um die Befestigungen Berlins und Spandaus auszubessern. Zwar blieb Brandenburg ein paar Jahre von Kriegshandlungen verschont, aber die Lasten wurden immer drückender.

1635 bereitete der Kurfürst den Übertritt zur gegnerischen, der kaiserlichen Kriegspartei vor, nun verlangte er von seinen Untertanen 40.000 Taler monatlich für die eigenen Truppen. Doch hatte er die Kräfteverhältnisse falsch eingeschätzt. Die Schweden siegten 1636 bei Wittstock über die kurfürstlichen Truppen und errichteten unter ihrem als brutal verschrienen Feldmarschall Johan Banér ein barbarisches Regiment. Die eigentliche »Schwedenzeit« begann. Mit der grausamen Foltermethode des Schwedentrunks (dem »Befragten« wurde gewaltsam Jauche eingefüllt) versuchten die Soldaten, die letzten Verstecke von Vieh oder Getreide aufzuspüren.

1637 breitete sich eine große Hungersnot aus. Geschwächt und entkräftet, wurden die Menschen leichte Beute der Pest, die sich zu den Geißeln Plünderung und Hunger gesellte. Wer nicht starb, floh. Wie Heuschreckenschwärme fraßen die Heere ganze Landschaften kahl. Was die städtische oder ländliche Bevölkerung produzierte, wurde konfisziert, größtenteils für den Krieg verwendet und somit umgehend vernichtet. Irgendwann lohnte es sich nicht mehr, in verwüsteten Landstrichen Krieg zu führen.

1641 fielen die Schweden noch einmal – ein letztes Mal – in Brandenburg ein. Im Ergebnis waren so viele Dörfer verwüstet, dass der Stadt Berlin keine Einnahmen mehr zufließen und sie ihre Beamten nicht mehr bezahlen konnte.

Wüste Höfe und Neusiedlung

Tegel trafen die Verheerungen besonders hart: In den Urkunden aus der Zeit nach dem Krieg finden wir keine Namen mehr aus der Vorkriegszeit. Dalldorf und Lübars lagen etwas abseits, sie hatten im Krieg

weniger gelitten. Mehr als die Hälfte der Einwohner des Kreises Niederbarnim war tot oder geflohen, viele Äcker lagen wüst. Selbst dort, wo langsam Neusiedler aus anderen Gegenden der Mark Brandenburg die Höfe übernahmen, ging es nicht zügig aufwärts. In Tegel blieben auf lange Zeit drei Höfe und die beiden Kossätenstellen wüst. Die neu besetzten Bauernhöfe waren zwar nicht verwüstet, aber geplündert worden, das Ackerland verbuscht. Die Neubauern verfügten zunächst weder über Werkzeuge, noch über die Mittel, sich Vieh anzuschaffen. Das vor rund vierhundert Jahren begonnene Siedlungswerk musste nahezu von vorn begonnen werden.

Kurfürst Friedrich Wilhelm, »der Große Kurfürst« genannt, befahl die »Räumung« der Felder und ließ dies regelmäßig überwachen. Aber noch siebzehn Jahre nach Kriegsende berichteten seine Kontrolleure lapidar, dass die Tegeler Bauern »wieder was geräumt haben« und »so viel sie können auch weiter räumen wollen«. ⁶ Der Kurfürst musste die Rodung mit der Androhung von Strafen erzwingen.

Weitere fünfzig Jahre später konnten die Bauern noch immer nicht alle Äcker vollständig bestellen – oder wollten es nicht. Aus dem Kiefernwald, der auf einem Teil des Landes gewachsen war, gewannen sie Holz zum Verkauf bis nach Hamburg. Holzwirtschaft und Köhlererei scheinen das Überleben eher gesichert zu haben als die Landwirtschaft.

Wer 1648 beim Friedensschluss aufgeatmet hatte, wurde enttäuscht: Es gab keinen idyllischen Frieden. Der Kurfürst erhob 1649–57 eine außerordentliche Kriegsteuer als Giebelschoß, der höher ausfiel als zu Beginn des Krieges. Die Tegeler konnten sie nicht aufbringen; ihr Herrscher musste es hinnehmen, dass er aus dem Dorf nur ein Drittel des befohlenen Betrags erhielt. Neun Jahre ging es so, die Tegeler häuften gewaltige Schulden beim Kurfürsten an. Als dieser 1671 wieder eine Steuer für die Kriegskasse erhob, erließ er den Tegeler Bauern – wie auch anderen – von vornherein die Hälfte der Forderung wegen schlechten Bodens. Und die Plünderungen durch umherziehende Soldateska gingen mit dem Friedensschluss nicht zu Ende.

Eine amtliche Erfassung von 1721 vermittelt uns ein genaues Bild des Dorfs Tegel. Hier lebten sechs Bauern, zwei Kossäten und der Lehnschulze sowie Schneider, Schulmeister und Kuhhirt mit ihren Familien, insgesamt rund siebzig Menschen. Zu jedem Bauernhof (nicht Kossätenhof) gehörte eine »Hofwehr« von zwei Pferden, einer Kuh

und einem Schwein, außerdem Ackergeräte (zum Beispiel Wagen und Pflug) und Saatgetreide. Sarkastisch vermerkten die erfassenden Amtsleute, dass der einzige Hund im Dorf lahmte. Zu den acht Wohnhäusern des Lehnschulzen, der sechs Bauern und der beiden Kossäten kamen noch ein Freihaus, in dem der Schneider lebte, und die Häuser des Schulmeisters, des Kuhhirten und eines – vermutlich ärmeren – Kossäten. Die Stellung der Bauern lässt sich auch an der Länge ihrer Häuser ablesen: Nur der Lehnschulze durfte ein Haus mit sieben Gebinden – Abschnitten des Dachstuhls – bauen, ein Bauer sechs, alle anderen besaßen fünf bis drei Gebinde, die heute noch an der Zahl der Fenster erkennbar sind. Häuser mit drei Gebinden zeigten die Dorfarmut an: So kurz waren nur das Freihaus und das des ärmsten Kossäten. Das neue Haus des Schulmeisters fiel mit vier Gebinden etwas größer aus. Warum aber weist das für den Kuhhirten neu erbaute Haus sieben Gebinde auf? Vermutlich musste man die Anstellung attraktiv gestalten, um einen Bewerber zu finden.⁷

Während des dritten schlesischen Krieges belagerten die verbündeten österreichischen und russischen Truppen 1760 Berlin. Angesichts der Übermacht ergab sich die Stadt, musste aber 1,5 Millionen Brandschatzungsgelder und 200.000 Taler direkt an die Truppen zahlen. Trotz dieser Zahlungen plünderten russische und österreichische Truppen drei Tage lang die Stadt und das Land im Umkreis mehrerer Meilen von Berlin, das »auf das erbärmlichste verheeret ist«. Über die Leiden der Landbevölkerung wird berichtet: »... der arme Landmann ist seines Kornes, Viehes und alles desjenigen, was er nur gehabt, gänzlich beraubt. Seine Betten, Geschirr, und alle gehabten Sachen sind ihm genommen oder verdorben; das Korn, so vom Feinde nicht verbraucht werden können, ist in den Koth zerstreut; alle Pferde, Kühe, Ochsen und Schafe sind weggeschleppt, wie man denn mehr wie 100.000 Stück durch Frankfurt treiben sehen (...) Überhaupt aber ist von den Feinden kein Ort berührt worden, wo sie nicht die Einwohner auf das jämmerlichste mit Schlägen, Wunden und allerhand Marter gemißhandelt, und wo nicht sonderlich an dem weiblichen Geschlecht ohne Unterschied des Alters und Standes, und im Angesicht derer Väter und Ehemänner, die greulichsten Schandtaten und Grausamkeiten verübet worden.«⁸

Für das Schloss stellte dessen Besitzer Major Struve beim König einen Antrag auf 800 Taler Entschädigung. Die Ermittlungen ließen



Schloss Tegel mit zwei Weinbergen – idealisierte Darstellung, Kupferstich von Peter Schenk, um 1700

keinen Zweifel daran, dass das oben Gesagte auch für das Gut Tegel galt. Erst recht aber werden die Tegeler Bauern wieder vor dem Nichts gestanden haben.

Reben und Maulbeerbäume

Der leidenschaftliche Jäger Kurfürst Joachim II. hielt sich gern in den Tegel-Heiligenseer Wäldern zur Jagd auf. Wahrscheinlich hat er um 1558 das Forstrevier Tegel aus dem Heiligenseer Forst ausgegliedert, das Jagdschloss Tegel erbauen lassen und das Jagdschloss mit der dem Dorf entzogenen Wassermühle zum Gut Tegel vereinigt. Die Kurfürsten und später die Könige verpachteten das Gut, wenn sie knapp bei Kasse waren. Beim Verkauf 1660 an Zacharias von Götze gehörten zum Gut 7 Kühe, 2 Stiere, 1 Zuchtrind und 2 Pferde. Der neue Besitzer legte auf dem Höhenzug im Norden des heutigen Schlossparks zwei Weinberge an und erweiterte den Wirtschaftsbetrieb um eine Meierei.

Auch ein Krug, der »Neue Krug« oder »Schlosskrug« – der heutige »Alte Fritz« – brachte Einnahmen für den Schlossbesitzer oder -pächter, immerhin berichtet Anton Friedrich Büsching 1780 von jährlich verkauften 50 Tonnen Bernauer Biers.⁹

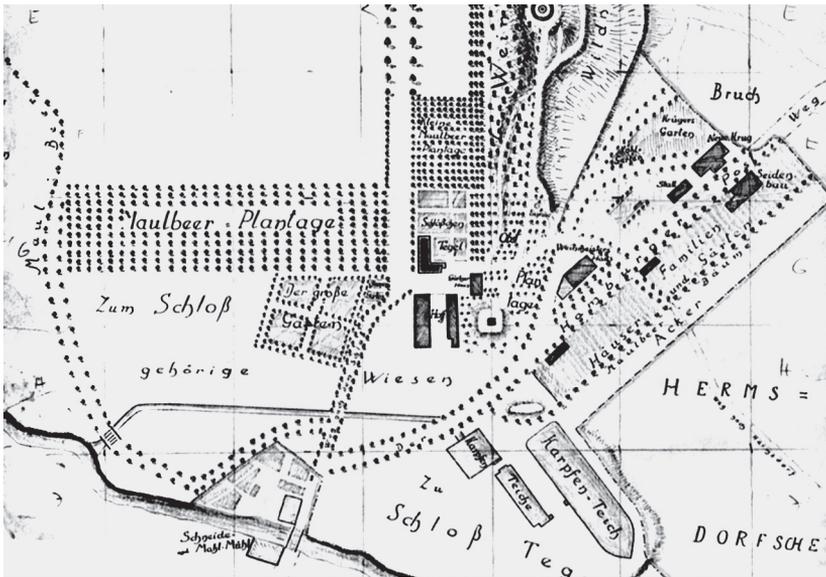
Dem Gut Tegel haftete ein Geburtsfehler an: Es verfügte über keine Dienstbarkeiten, kein Bauer des Dorfes Tegel noch eines anderen Dorfes war zum Arbeiten auf dem Gut verpflichtet. So mussten die Gutsbesitzer Tagelöhner bezahlen. Reich werden konnten die Herren auf diese Weise nicht, schlimmer noch: Eine Marotte Friedrich Wilhelm I. und seines Sohnes Friedrich II. trieb sie an den Rand des Ruins oder sogar darüber hinaus: der Wille, die aus China importierte, sündhaft teure Seide selbst zu produzieren.

Friedrich II. erließ ein Edikt an alle Pfarrer, Küster und Lehrer, für das Futter der Seidenraupen zu sorgen, also für Blätter des Maulbeerbaums – nur der mit den weißen Früchten, nur dessen Blätter fressen die Raupen. Auch auf dem Tegeler Friedhof standen früher Maulbeerbäume – wie es der Herrscher befohlen hatte.

1752 nutzte der Pächter von Gut Tegel, Hofrat Christian Ludwig Möhring, die Seidenliebe seines Königs aus und schlug ihm vor, auf eigene Kosten eine Plantage von 100.000 Maulbeerbäumen anzulegen – wenn, ja wenn der König ihm Vorwerk und Schloss »erb- und eigenthümlich« verschreiben würde!

Friedrich II. ging auf das Angebot ein, fragte sich aber bald, ob es auf Gut Tegel überhaupt genug Land für 100.000 Bäume gäbe. Nach einer Untersuchung setzte er 1755 die Zahl der Bäume auf 6.000 herunter. Allerdings, so machte er zur Bedingung, müsste diese Zahl innerhalb von drei Jahren erreicht werden; für jeden fehlenden Baum oder für jeden durch Verschulden des Erbpächters eingegangenen hätte dieser 4 Taler an den König zu zahlen. Das Schloss erhielt die Inseln Reiherwerder, Hasselwerder, Lindwerder, Baumwerder und Scharfenberg (teils ganz, teils mit Einschränkung) und das Fischereirecht auf der Großen Malche als Entschädigung für den Verlust an Ackerland durch die Plantage. Kaum hatte Möhring den zweiten Vertrag unterschrieben, verkaufte er sein Erbgut für 3.600 Taler.

Noch scheint sich das Gut als Spekulationsobjekt geeignet zu haben, denn 1760 erwarb Johann Friedrich Struve es für 5.300 Taler. Und obwohl bei der Plünderung des Schlosses durch russische Kosaken im gleichen Jahr auch 1.000 Maulbeerbäume zerstört wurden,



Schloss Tegel (1) mit Weinberg (2), Maulbeerplantagen (3) und Mühle (4), um 1756.
Auch entlang der Wege wuchsen Maulbeersträucher

zahlte der nächste Besitzer 6.000 Taler. Sei es aufgrund einer persönlichen Zwangslage oder aufgrund des üblen Zustandes der Maulbeerbaum-Plantage, musste er es wiederum zwei Jahre später für nur noch 4.000 Taler an seinen Bruder verkaufen. Immer noch fehlten 2.100 Bäume an der vertraglich vereinbarten Zahl.¹⁰

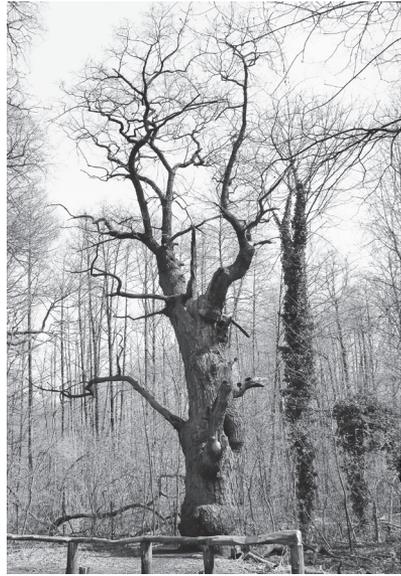
Alexander Georg von Humboldt gelangte 1766 durch Heirat mit der vermögenden Witwe Marie-Elisabeth von Holwede in den Besitz des Schlosses samt Plantage. Von Humboldt hatte als Major an allen drei schlesischen Kriegen teilgenommen, war Erzieher des Kronprinzen und Kammerherr unter Friedrich II. gewesen. 1769 schied er aus dem Hofdienst aus und konnte sich nun um sein Gut in Tegel kümmern. Er setzte 1.200 Taler ein, um die fehlenden Bäume kurzfristig anzupflanzen, aber viele waren in dem besonders harten Winter 1767 eingegangen. Hinzu kamen Verbiss von Wurzeln durch Mäuse, Wasserratten und Maulwürfe auf dem feuchten, seenahen Gelände und Vertrocknung auf dem sandigen Boden in der etwas höheren Lage. Trotz erheblicher Investitionen gelang es von Humboldt nur, 2.000 Bäume zu

halten. Er legte sogar einen Saal zur Seidenraupenzucht an, im Obergeschoss des Kolonistenhauses (der heutigen Waldschänke in der Karolinenstraße 9) gegenüber dem »Neuen Krug«. Diese Zucht erforderte eine gute Ausbildung und große Umsicht im Umgang mit den Raupen sowie deren ständiges Wenden. Nach dem Tode ihres Mannes 1779 erreichte Marie Elisabeth von Humboldt 1787 beim neuen König Friedrich Wilhelm II. eine Reduktion der Anbaupflicht um 4.000 Maulbeerbäume und zwei Jahre später noch einmal um 1.000. Wilhelm von Humboldt, Sohn Alexander Georgs, zahlte 1803 schließlich 500 Taler, um sich von der lästigen Pflicht ganz zu befreien.

Über den Export Tegeler Seide ist nichts überliefert, auch in Berlin rühmte niemand das Produkt von Schloss Tegel als vortrefflich oder auch nur der chinesischen Konkurrenz ebenbürtig. Die Seidenproduktion in Preußen betrug auf ihrem Höhepunkt 1784 nur fünf Prozent der Importe. Bald überschwemmte billigere Import-Baumwolle den Markt und seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts die billige englische Seide aus Indien. – In Steglitz hingegen gelang es um 1840 dem Seidenwirker Johann Adolph Heese, 35.000 Maulbeerbäume anzupflanzen und pro Jahr bis zu 750 Kilogramm Rohseide herzustellen.

Alexander Georg von Humboldt hatte trotz des Fiascos mit der Maulbeerbauplantage das Gut vorgebracht, obwohl er es nur zehn Jahre leitete: Er führte die Stallhaltung ein und baute zu diesem Zweck Klee an. Statt der bei der Pachtberechnung veranschlagten 16 hielt er 25 Kühe und konnte durch die in Berlin verkaufte Milch beträchtliche Einnahmen erzielen. Statt der bisher üblichen Zugochsen setzte er Pferde ein. Der wirtschaftliche Erfolg des Gutes schlug sich auch im Anstieg der Einwohnerzahl nieder: von 13 im Jahre 1734 über 68 im Jahr 1772 auf 95 im Jahr 1801, während die Zahl im Dorf nur von 107 auf 127 zunahm.

Im Park legte Alexander Georg von Humboldt »schöne Spacierörter nicht nur im engländischen Geschmack, sondern auch im Wilden, mehrenteils von amerikanischen Bäumen, an.«¹¹ Er stand bei der Planung im Austausch mit dem Schöpfer des Wörlitzer Parks, dem befreundeten Fürsten Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau. Auch der Tegeler Garten sollte sowohl der ästhetischen Bildung als auch dem praktischen Nutzen dienen; parkähnliche Flächen lösten sich bei einer solchen »ornamental farm« mit landwirtschaftlichen ab. Diesen Charakter hat sich der Schlosspark bis heute ein wenig bewahrt:



*Die »Dicke Marie«, der
älteste Baum Berlins*

Neben der Lindenallee grasen die Rinder. Bei den erwähnten amerikanischen Bäumen handelt es sich um die Weymouth-Kiefer, die Rot-eiche, den Zucker-Ahorn und den Geweihbaum.

Auf dem Gut Beschäftigte äußerten sich voller Dankbarkeit über das freundliche Wesen des Gutsherrn, der den Tagelöhnern »zu aller Zeit Arbeit und Brodt verschafft habe«. ¹² Da fällt auf, dass sein jüngster Sohn in seinen Erinnerungen andere Akzente setzte. Alexander von Humboldt sprach einmal angeödet von »Schloss Langeweile« und davon, »18 Jahre lang im väterlichen Haus gemisshandelt worden« zu sein, womit er wohl die ständige Aufsicht durch die Erzieher meinte. ¹³

Vater und (nach dessen Tod) Mutter Humboldt ließen beide Söhne von Privatlehrern erziehen. Sorgfältig suchten die Eltern über den Hofmeister Johann Christian Kuhnt die besten Lehrer und Wissenschaftler aus – darunter fulminante Vertreter der Aufklärung wie Moses Mendelssohn, Christian Konrad Wilhelm von Dohm, Ernst Ludwig Heim und Marcus Herz. Alexander scheint sich seine Langeweile mit Ausflügen in die Umgebung vertrieben zu haben, er sammelte Insekten, Steine und Pflanzen und bestimmte sie. Hier in Tegel entwickelte sich seine Liebe zur Botanik. Später würde er auf seine Beiträge zur Pflan-

zengeografie besonders stolz sein und sein nach der Weltreise entstandenes Werk *Ideen zu einer Geographie der Pflanzen* von 1807 für seinen wichtigsten Beitrag zur Wissenschaft halten.

Wilhelm und Alexander von Humboldt bestaunten auf ihren Ausflügen in der Umgebung des Schlosses einen uralten Baum. Weil er so dick war wie ihre Köchin, nannten sie ihn »Dicke Marie«. Heute gilt die »Dicke Marie« mit rund 900 Jahren (oder sind es nur 800?) als ältester Baum Berlins.

Die Humboldt-Eltern pflegten ein gastfreundliches Haus, unter den ständigen Gästen fanden sich auch der Forstrat Friedrich August Ludwig von Burgsdorff (1747–1802) und der Arzt Ernst Ludwig Heim (1747–1834). Von Burgsdorff lebte von 1777 bis 1789 in Tegel, Heim von 1775 bis 1783 in Spandau. Heim musste als Landsyndikus die Kranken des gesamten Landkreises behandeln – oft nach Dalldorf und Tegel reiten, aber auch bis nach Oranienburg, und das bei Wind und Wetter, im Sommer wie im Winter. Im Juli 1780 notierte Heim, dass er 56 Meilen geritten und dabei fünfundzwanzigmal vom Pferd gefallen war.¹⁴ Heim stand Königin Luise in ihren letzten Stunden bei und hielt in Berlin kostenlose Sprechstunden für die Armen ab.

Lesen, Schreiben, Katechismus

Erst nach 1717 scheint auch in Tegel ein Schulhaus gebaut worden zu sein. In jenem Jahr nämlich hatte König Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, eine Verordnung über die Schulpflicht erlassen. Er reagierte damit auf Berichte, dass arme Eltern, besonders auf dem Lande, ihre Kinder nicht zum Unterricht schickten und es diesen Kindern deshalb oft an Kenntnissen in Schreiben, Lesen und in den Grundlagen des christlichen Glaubens fehlte. Der König traf drei Maßregeln hinsichtlich der Schulpflicht: Erstens kostete der Unterrichtsbesuch zwei Dreier pro Woche. Damit erhielt der Schulmeister ein gewisses Einkommen, das er allerdings selbst bei den Eltern einzutreiben hatte. Zweitens mussten Eltern, die den Schulbesuch ihrer Kinder verweigerten, eine Strafe zahlen. Und drittens bestimmte der König, dass für das Schulgeld unvermögender Eltern die Gemeinde aus den »Allmosen« aufkommen sollte. In Tegel hatte der Küster die Kinder in Lesen, Schreiben, Rechnen, im Frankfurter Katechismus und »anderen nöti-